

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 284.

Sonntag, 5. Dezember.

1915.

(82. Fortsetzung.)

Der Orgel-Anger.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Edela Riß.

„Ah, Tante Besson, das lobe ich mir, daß wir nun auch endlich in Geschäftsverbindung treten. Wieviel ist's denn?“

Herbert war froh, daß das Gespräch endlich eine andere Wendung nahm.

„Rund fünfzehntausend Mark! Gut anlege und sicher, aber in fremde Papiere . . . so ein bißchen zu spekulieren mit höheren Prozente, sicher, ganz und gar sicher!“

„Ich rate Ihnen, liebe Besson, legen Sie's auf dem Orgel-Anger an, da liegt's totsicher — begraben!“ höhnte der Kommerzienrat, schon in etwas gesänftigter Stimmung.

„Beileibe nicht! Mit die Orgel-Anger will ich nichts zu tun haben. Warum hat das die kuriose Nam' Orgel-Anger?“

„In den dreißiger Jahren wurden da die Jahr-anmärkte abgehalten. Nachher blieben die aus, und Wanderbuden, Menagerien und Karussells fristeten hier ihr Dasein unter einem ewigen Gewimmer der dazu gehörenden Drehorgelspieler. Und weil die Landjugend auf dem Anger zu dem „Orgeln“ wochenlang Tag und Nacht tanzte, hieß er bald im Volksmund der Orgel-Anger und hat den Namen bewahrt“, erläuterte der Kommerzienrat.

„Also eine ganz harmlose Nam'! Ich habe mich gedacht, es sei so ein schauerliches Begebenheit daran geknüpft.“

„Jedenfalls war er den Leuten schon von jeher ein Argernis — mir hätte das als Warnung gedient. Andere Leute hatten ja aber andere Ansichten, und eine moderne großzügige Auffassung des Lebens und seiner heutigen Werte!“

Wieder das geringschätzigste Lächeln um Danters Mund, dem Herbert nicht länger widerstand.

„Die Leute mit dieser Auffassung werden den Kleinfrämern beweisen, wie recht sie taten, das Schicksal herauszufordern. Gut, der Orgel-Anger soll ein Argernis bleiben für alle, die es sich entgehen lassen, da mitzubauen und mitzugewinnen. Ich garantiere dir, lieber Onkel, daß ich in fünf bis sechs Jahren den Orgel-Anger mindestens mit 'ner runden Million in der Tasche verlasse, um damit den Staub von Fünf-Hügeln von meinen Stiefeln zu blasen und als ein gemachter Mann mir den Ort zu wählen, wo ich den Rest meiner Tage in menschenwürdigen Verhältnissen genießen werde. Meine Arbeit in Fünf-Hügeln ist bald getan, Gott sei Dank! Und ob wir dann in Berlin oder hier in Frankfurt fürstlich Feierabend machen oder eine neue Welt lohnender Arbeit aufbauen, das wollen wir uns inzwischen noch überlegen. Wausi . . . komm, darauf stoßen wir zwei allein an!“

Herberts ganzes sonniges Siegesbewußtsein strömte aus seinen Worten und strahlte aus seinem ganzen Wesen, seit die Großstadt ihn mit all ihrem Prunk und ihrem geistigen Fluidum umwogte. Hier trugen ihn die Wellen, er schwamm mühelos. Hier marterte ihn

nicht die Sehnsucht nach auszuspannenden Flügeln, ihn auf die Höhe zu tragen, in einen Luftkreis, in dem allein er atmen zu können glaubte, ohne Schaden an Seele und Leib nehmen zu müssen!

Nun, er zwang sich sein Leben doch in die eigenen Fäden! Sein Tagewerk in Fünf-Hügeln war bald getan! Wenn erst der Orgel-Anger in aller Pracht stand, dann gab's für ihn in dem Nest nichts mehr zu tun, dann war die Höchstgrenze erreicht.

Und der Orgel-Anger sollte in nicht ferner Zeit fertig dastehen. Nichts sollte sein Werk aufhalten! Er würde es zwingen: erst das Werk, und dann die Philister in das Werk hinein!

Er wollte die Mittel schaffen — wen ging es an wie?! Wie ein Triumphator würde er das blöde Volk unter die Füße kriegen! Mit Mut und Gewalt regierte man die Welt, und gar so eine Handvoll Fünf-Hügeler Kleingeister! Er hatte sich endlich ganz durchgerungen, er wußte jetzt, wer ihm den Orgel-Anger bauen mußte!

Ja, der Orgel-Anger war doch die genialste Idee seines Lebens! Je mehr sich daran knüpfte, je mehr Spuk und Eulenspiegelei da miteingemauert wurde, desto besser!

Es mußte in allem ein Reichtum sein, gleichviel welcher Natur! Nur nichts Flaches, Leeres, Totes — das paßte nicht zum Urweien eines Schöpfers wie Herbert Sehren.

Am nächsten Morgen beim Frühstück, als jeder mit seiner Post beschäftigt war, bemerkte es lange niemand, daß der Kommerzienrat, aschfahl im Gesicht, tief im Stuhl zurückgelehnt, denselben Brief immer wieder las, bis er ihn zuletzt vor Herberts Kaffeetasse warf und mit der flachen Hand darausschlug, um ihn am Zusammenklappen zu verhindern. Ohne ein Wort zu sagen, nahm Herbert den Brief auf und las ihn . . . auch zweimal, als fäße er auch den Inhalt nicht recht. Trotzdem war er kurz und knapp und klar genug, und zeigte an, daß Frau Lucy Dauter sich seit der Abreise des Gatten so elend fühle, daß sie es für geraten gehalten hätte, sich auf einige Wochen ganz in das Sanatorium zu begeben.

Herbert reichte den Brief an Dina weiter, zuckte leicht mit den Schultern und sagte: „Das braucht dich doch nicht aufzuregen — tödliche Leiden sind das nicht gerade. Es ist eine Abwechslung für sie, das soll ja bei Nerven immer die Hauptsache sein.“

„Ich danke dir für diese Art der Auffassung“, brauste der Kommerzienrat auf, „aber ich teile sie leider nicht! Das ist auch ein Stück von deinem Orgel-Anger! Das Sanatorium, und der Dr. Nachod, und was da sonst noch alles für Tugendfallen stehen — man ist ja nicht taub und blind in Fünf-Hügeln!“

Die Besson, die als letzte jetzt den gelesenen Brief zwischen ihren runzeligen braunen Fingern hin- und herrieb, sah in großer Unruhe von Herbert zu Dina, und zwinkerte dem Kommerzienrat zu: „Aber, liebe Dauter, was für einen Ausdruck wieder! Tugend-

fallt . . . Das ist nicht fein, meine liebe Kommerzienrat! Sie spreche doch von Ihre eigene Frau, müsse Sie nicht vergesse . . ."

"An der bin ich vielleicht auch schuld? Die habe ich dir wahrscheinlich auch ins Haus geschleppt, damit ich doch nur ja im Punkte Schwiegermutter nicht leer ausging! Was du heiratest, mußt du doch wohl sehen, und in deinen Jahren auch am Ende wissen, daß ein geborener Flirt ein Flirt bleibt, trotz der Heirat mit einem älteren Herrn!"

"Ich gestatte dir über meine Heirat keine Randbemerkungen! Die ist lediglich meine Privatangelegenheit . . ."

"Na . . . !"

"Herbert, so laß doch das!" mahnte Dina.

Sie war während der ganzen Szene von großer Unruhe ergriffen, als fürchte sie, es könnten Worte und Ausbrüche folgen, die sich nie wieder still machen ließen, und die so viel einreißen müßten, was aufrecht und fest stehen sollte, so lange es irgend in ihrer Macht stand, aufrecht zu erhalten.

Die Besson sah oder empfand mit richtigem Frauenakt diese Furcht und half in ihrer drollig-ernsthaften Art, auf die erregten Gemüter einzuwirken.

Immerhin ging man verstimmt auseinander, ja aber einige Stunden später in gewisser nervöser Heiterkeit bei dem jungen Paar zu Tisch.

Otto und Gabriele merkten wohl, wie zwischen dem Vater und Herbert immer noch nachhaltig Spikes hin und her flogen. Sie frohlockten innerlich, daß sie so weit ab von diesem ewigen Familienbader lebten, der sich nun mal, wie es schien, in Fünf-Hügeln unaustrittbar eingenistet hatte, weil ganz heterogene Elemente sich nicht ausweichen konnten und immer aufs neue aufeinanderplagten mußten!

"Du lieber Himmel", meinte Otto, "sie müßten auch mit Lucy mehr Geduld haben und den Verhältnissen mehr Rechnung tragen. Sie ist maßlos verwöhnt, und hat eine Überdosis von dem so viel gepriesenen „gesunden Egoismus“. Dazu noch den Grämmischen Adelsbrief im Blut, der sicher mal nur für „fröhliche Wissenschaften“ verliehen worden ist, und . . . ein kleines Teufelszwischchen ist fertig! Es ist nur, daß die Fünf-Hügler sich nicht vorstellen können, daß Fünf-Hügeln dieselbe Stadt wäre, wenn sie vier oder sieben Hügel hätte! Daß sie dieselben glänzenden Qualitäten haben könnten! Kinder! Als ob's nicht ganz egal ist, wieviel Hügel eine Stadt oder ein menschliches Temperament hat, wenn es nur sonst ein lieber Kerl von Stadt oder Mensch ist! Ein richtiger Fünf-Hügler steht aber feste in den Hacken, macht sich den Finger naß wie'n Hemdenmak, der sein Bilderbuch besieht, und zählt die Hügelchen; was darunter und darüber ist, taugt nicht in den mathematisch ausgestutten Kreis."

Frau Kommerzienrat Lauter erhob sich von dem Sofa, in dem sie nach dem Kaffee eine halbe Stunde verträumt hatte, aber nicht gerade zu angenehm verträumt.

Doktor Nachod, der in diesen Stunden die Nachmittagsvisiten bei seinen Patienten machte, pflegte bei Frau Lucy den Kaffee einzunehmen, seit sie ihre vielbewunderte Person dem Sanatorium anvertraut hatte.

Zum ersten Male hatte er die Blaudeckelstunde bei ihr veräußert, ohne sich auch nur durch eine Dringlichkeit irgendwie entschuldigen zu lassen.

Es war dunkel darüber geworden. Lucy trat an das Fenster und sah, wie jenseits des Orgel-Angers die Maurer und Zimmerleute sich in Gruppen vom Bau entfernten, und verfolgte die Unruhe der Heimkehrenden mit scharfen Blicken, als sei die Schar ihrer besondern Aufsicht unterstellt, als müsse sie sie zählen.

Es war immer noch Herbst, der Winter wollte gar nicht einsetzen, trotzdem man Ende November hatte, und so wurde flott weitergebaut an den sechs Häusern, die im Sommer zugleich in Angriff genommen waren.

Neben der „Villa Deubenreiter" — den Namen behielt das Haus im Munde der Leute — richtete sich jetzt tatsächlich die Wiener Feinbäckerei ein. Herbert hatte dem schwankend gewordenen Meister solche leichten Bedingungen gemacht, daß er zuletzt freudig zugegriffen hatte und bei sehr geschickter Führung schon jetzt in den allerersten Stadien des Betriebs entschiedenen Erfolg sah.

Ja, Herbert, diese Siegenatur, wäre wert gewesen bezwungen zu werden!

Dieser Gedanke fuhr Lucy Lauter jetzt nicht zum ersten Male durch den Sinn.

Schade, daß sie zu spät kam, um noch in sein Leben einzugreifen; er wäre der rechte Mann für sie gewesen. Sie zwei hätten eine Welt erobern können, eine ganz andere Welt als Fünf-Hügeln!

Aber sie hatte keine Zeit gehabt, abzuwarten und sich ihren ebenbürtigen Partner näher anzusehen. Sie hatte handeln müssen, um das Grämmische Wappen reinzuwaschen und aufzugolden . . . das war die Mission ihres Lebens gewesen!

Und nun sie diese Mission mit ihren weichen Kinderhänden und dem Gran Weiberschlanheit glänzend erfüllt hatte, erwachte ihre Ich-Natur und suchte plan- und ziellos nach blauen Wundern, die ja doch den alten Märchen nach für jeden irgendwo in den jagenden Wolken hängen! Waren ihre weichen Kinderhände von dem Golde, das durch die Finger geflossen, so hart geworden, daß sie sich von ihnen nicht mehr greifen ließen, die schönen blauen Wunder?!

Frau Lucy wandte sich hastig um. Die Tür hatte sich laut hinter ihr geöffnet, sie hatte in ihrer Verträumtheit das Klopfen überhört.

(Fortsetzung folgt.)



Nieht du zu früh die Angel an,
Rein Fischlein beißt sich fest daran;
Dum hab' Geduld zu jeder Zeit,
Wer sicher geht, kommt sicher weit.

Reinid.

Die falsche und die richtige österreichische Flagge.

Der Deutsch-Österreich Herr E. L. gibt sich mit den wiederholten Ausführungen des Herrn Dr. Spielmann nicht zufrieden. Er weist auf seine früheren Beweise für die Tatsache, daß Schwarzgelb als die österreichischen Reichsfarben bestanden, hin und beruft sich dazu auf das Zeugnis österreichisch-ungarischer Offiziere und des österreichisch-ungarischen Generalkonsuls in Frankfurt.

Herr Hofrat Spielmann erwidert hierauf: „Niemand wird aus meinen beiden Artikeln herausgeloßen haben, daß ich die Tatsache bezweifle, daß Schwarzgelb als österreichische Reichsfarben angesehen und verwendet werden. Gerade wegen dieser Tatsache kam es mir darauf an, historisch nachzuweisen, daß die schwarzgelbe nicht die althistorische österreichische Fahne ist, und darauf, die Öffentlichkeit für die richtige rotweißrote Fahne, die heute zugleich Kriegsflagge ist, zu interessieren. Gar keinen Einfluß auf die historische Untersuchung hat der Umstand, daß eventuell die schwarzgelben Farben auch offiziell gebraucht werden. Wie manches, was offiziell ist, bleibt historisch unrichtig. Meine Ausführungen hätte ich — die Sache beschäftigt mich schon länger — auch noch weiter ausdehnen können, in einer Tageszeitung ist aber nicht Raum genug dazu.“

Hieraus läßt sich also feststellen, daß beide Herren mit ihren Ausführungen recht hatten. Nun die Verständigung erreicht ist, schließen wir hiermit diese Frage.

Aus der Kriegszeit.

Als Ehrengast im Hauptquartier. Wie er das Eisene Kreuz 1. Klasse erhielt, erzählt ein Hamburger Arbeiter in einem Briefe an seine Frau, den man der „Köln. Ztg.“ zur Verfügung stellte. Der Arbeiter schreibt: „Sehr geehrte Firma! Teile Ihnen mit, daß ich die Fingerringe erhalten habe, auch besten Dank. Hoffentlich haben Sie meinen Brief vom 2. 10. erhalten. Habe Ihnen noch nicht geschrieben, daß mir das Eisene Kreuz Erster Klasse von Seiner Majestät dem Kaiser verliehen wurde. Ich wurde am 3. 10. von einem Auto abgeholt, wurde in das Große Hauptquartier gebracht, da wurde ich dem Kaiser und Kronprinzen und dem ganzen Generalstab vorgestellt. Seine Majestät der Kaiser kam an mir heran, ich nannte meinen Namen. Seine Majestät sagte, gut mein Junge, ich sehe es, habe es auch gehört, was Du bei dem letzten Ringen geleistet hast, hiermit überreiche ich Dir das Eisene Kreuz Erster Klasse für Dein schneidendes Vorgehen und Dein tapferes Verhalten. Du bist ein Held, drückte mir die Hand, dann kam der Kronprinz und steckte mir das Kreuz an, so kamen sämtliche Generale too anwesend waren und reichten mir die Hand. Dann ging es zur Tafel, ich saß unter unsern höchsten Führern beim Essen bis 4 Uhr nachmittags, dann wurde ich wieder zurückgebracht mit dem Auto. Dies war ein Tag, ein herrlicher Tag, werde immer, so lang mir das Leben beschert ist, auf diesen Tag zurückblicken und ihn nicht vergessen. Es hatte mir eine große Freude gemacht, als einziger vom ganzen Regiment Erster Klasse zu bekommen und dazu noch von Seiner Majestät selbst. Meine Herren und Damen, alle wo Ihr zusammen seit auf dem Kontor, will ich Euch einen kleinen Überblick geben über das, was ich am 25. bei dem schweren Gefecht ausgefochten habe, ich hatte die Hoffnung nicht einmal, sondern mehreremal aufgegeben, aber ich habe es durchgeführt, bin auch gesund mit durchgekommen. Beim Gefecht war der Franzose auf einer Stelle bei uns mit starker Gewalt durchgekommen. Er wurde aber bald abgeschnitten und die Mehrzahl gefangen. Ich sah in einer Ecke noch Franzosen, unsere Führung von dem Zug, wo ich drinnen bin, war schon weg, auch manch Kamerad hatten wir schon verloren, wir waren noch 25 Mann, ich übernehme das Kommando über den Rest des Zuges. Wir gingen vor, wir sahen, daß es mehrere Franzosen sind, ich nahm ein paar Mann mit mir, die andern mußten vor den Franzosen bleiben. So ging ich mit den paar Mann los, haben den Franzosen umgangen, habe ihn aus dem Kessel herausgetrieben, dann stürzten wir und zu gleicher Zeit die Mannschaft wo ich vorn gelassen habe, mit dem Bajonett auf die französische Kolonne zu, es gab ein Handgemenge. Wir hatten sie soweit, daß sie die Waffen niederlegten und sich ergaben, so hatten wir 8 Offiziere, darunter 1 Major, und 46 Mann gefangen genommen. Dann habe ich die Gefangenen abgeliefert beim Regiment unter vielem Jubel, durch das Unternehmen von mir aus. Das Gefecht nahm sein Ende gegen 3 Uhr nachmittags, das Schlachtfeld lag voller Franzosen. Dann bekam ich den Auftrag, die Verbindung zwischen Regiment und Brigade aufrechtzuerhalten, was ich auch tat. Des Abends um 10 Uhr hatte ich einen Brief vom Regiment nach Brigade zu überbringen. Als ich zurückkam, hörte ich ein Stöhnen, ich ging aus dem Graben über die Deckung heraus in der Richtung, wo das Stöhnen herkam, ich fand ein schwer verwundeter Franzose, ich bin bei ihm angelangt, da fällt ein Schuß auf mich zu, ich warf mich zu Boden neben den Verwundeten und beobachtete. In dieser Zeit, wo ich dafar, habe ich den Franzosen verbunden. Ich wollte mich überzeugen, ob das Franzmann oder Deutsche sind, ich bin auf 20 Meter herangefahren, ich konnte feststellen, daß es Franzosen sind. Nun was soll ich machen, ich war allein, keine Hilfe konnte ich holen, ich habe mir die Sache überlegt und bin aufs Ganze gegangen, mir kam der gute Gedanken, einen ganzen Zug zu markieren und gab Kommandos ab, um den Franzos zu läuschen. Sie sprangen auf, zwei Schuß sind gefallen und tiefen weiter, ich rufe: „Spinnung auf, marsch, marsch“, und alleine hinterher. Ich holte sie ein, hatte mit dem Kolben dazwischen, einige warfen die Gewehre schon weg. So hatte ich neun Mann gefangen und die andern drei sind mir ausgerückt. Sie haben sich gutwillig ergeben, sie dachten, da konnten noch mehr von uns, ich nahm ihnen die Taschen-

messer, Dolche und Revolver ab, damit sie mir auf dem Wege nichts mehr anhaben können. Um 12 Uhr des Nachts kam ich beim Regiment mit den Gefangenen an, das war wieder eine große Freude für unsern Herrn Oberst. So haben wir 40 Stunden in dem schweren Artilleriefeuer und Kugelnregen ausgehalten, haben es aber geschafft. Jetzt ist es augenblicklich etwas ruhiger hier. Wir liegen schon seit dem 20. September draußen, am 18., das ist morgen, gehen wir in Ruhe, 6 Tage lang, dann 6 Tage in 1te Reserve, am 1./11. gehen wir wieder in Graben. Sonst weiß ich vorläufig nichts zu schreiben. Mir geht es gut, bin auch gesund, was ich auch von Ihnen hoffe. Es grüßt Ihnen alle recht herzlichst der Gefr. M... , Ritter des Eisernen Kreuzes 1. und 2. Klasse. Auf ein gesundes Wiedersehen!“

Die Winternächte des russischen Soldaten. Der folgende Feldpostbrief eines russischen Vorpostens, der in der „Nietzsch“ veröffentlicht wird, schildert die furchtbaren Leiden, die der russische Soldat bei dem Mangel an warmer Kleidung in der beginnenden Kälte zu erdulden hat: „Jetzt weiß ich, was Krieg ist! Ich stehe am äußersten Vorposten und vermag all die Leiden gar nicht zu beschreiben, die sich vor meinen Augen entrollen. Das Leben des Menschen scheint doch das billigste und wertloseste, und der Tod besser als diese Qual zu sein! Seit dem 17. September habe ich mich nicht ausgekleidet und auch das Fußzeug nicht gewechselt! ... Es gehört unfähig viel Kraft und Widerstandsfähigkeit dazu, um das Kriegesleben, wie wir es hier durchmachen, zu ertragen. Dort, im Innern Rußlands, hat man gar keine Ahnung von allen Nöten und Entbehrungen, denen wir hier ausgesetzt sind. Ist es nicht entsetzlich für einen Menschen, der ganz sommerlich gekleidet ist, jetzt jede Nacht draußen auf kalter Erde zu liegen! Man zieht die Beine so hoch, wie man kann, und schließlich lassen sie sich in ihrer Erstarrung beim Erwachen kaum noch ausstrecken. Wie leicht könnten manche Übel gemildert werden. So stehe ich zum Beispiel in eisiger Nacht Wache mit Handschuhen, die ich gerade noch habe, aber ein anderer Soldat muß sein Gewehr in der nackten Hand halten, die das Gefühl allmählich verliert. Wie nötig hätten wir hier wollene Handschuhe! Es kann deshalb doch noch kommen, daß Beine und Finger erfrieren, aber immerhin brauchte es nicht jetzt schon, ehe der ganz harte Winter einsetzt, einzutreten! Auch ist bei uns kein Papier für Zigaretten und zum Briefschreiben vorhanden, und sehr schwer käuflich zu erstehen. Nicht viele Opfer würde es hinter der Front erfordern, wenn uns diese kleinen Leiden wenigstens erspart blieben. Es ist doch eigentlich schon genug, wenn wir mutig hinausziehen, gefaßt, den Tod zu finden, oder als Krüppel heimzukehren. Wozu müssen wir noch all die Nöte ertragen, die beseitigt werden könnten! Es wäre jetzt die erste Pflicht der russischen Gesellschaft, dafür zu sorgen, daß wir warmes Zeug bekommen, um nicht zu erfrieren und um taugliche Soldaten bleiben zu können. ...“

Der Kino-Roman des „Matin“. Der „Matin“ hat in Paris eine Einrichtung begründet, die gewissermaßen eine Revolution des Zeitungsromans bedeutet. Es ist die Einführung des sogenannten Kino-Romans, der aus Amerika stammt und dort auch bereits ausgeführt wurde. Die Einrichtung besteht darin, daß der in einer Zeitung in Fortsetzungen laufende Roman gleichzeitig im Film vorgeführt wird. Dies geschieht, indem man die Handlung von je acht Fortsetzungen verfilmt und am Ende jeder Woche in sämtlichen Kinos abrollen läßt. Auf diese Weise sollen die Leser der Zeitung den Kinos als Publikum gewonnen werden, und umgekehrt soll das Kino sein Publikum dadurch veranlassen, die betreffende Zeitung zu halten. Der erste Kino-Roman dieser Art wurde in einer amerikanischen Stadt gedruckt und verfilmt, und die Pariser Presse behauptet hoffnungsvoll, daß das betreffende amerikanische Blatt durch diese Einrichtung eine Anzahl neuer Abonnenten gewonnen habe. Um ganz sicher zu gehen, hat der „Matin“ sich seinen ersten Kino-Roman auch in Amerika schreiben lassen. Er führt den verführerischen Titel „Die geheimnisvollen Wunder von New York“ und ist von Pierre Decourcelles für den französischen Geschmack umgearbeitet. Jedenfalls läßt sich aber schon heute die Behauptung aufstellen, daß diese stolz angekündigte „Revolution“ nicht gerade befruchtend auf den literarischen Wert der Romane wirken dürfte.

Schach

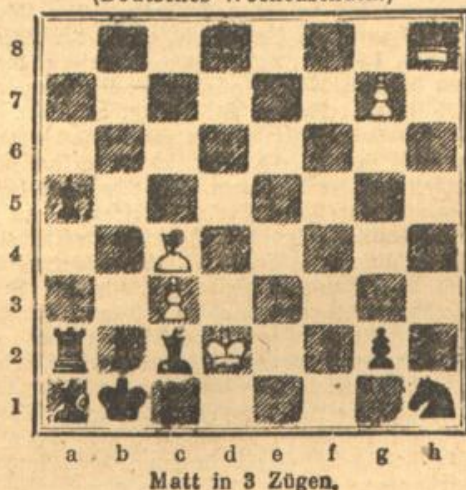
Alle die Schachwoche betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße.
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 5. Dezember 1915.

Aufgaben.

Nr. 398. Dr. O. Blumenthal in Berlin.
(Deutsches Wochenschach.)



Matt in 3 Zügen.

Nr. 399. N. N. in Wiesbaden.
(Deutsches Wochenschach.)

Weiß: Kc7, Tb5, La3, a4, Sf5, Ba6, c4, d6, e2, f2, h3.
Schwarz: Ke4, Lb8, Ba7, e3, e6, h4.

Matt in 3 Zügen.

Nr. 400. Endspielstudie von F. Sackmann.

Weiß: Kd3, Se4, Bc6, e6.
Schwarz: Kh8, Tb6, h6.

Weiß am Zuge und macht remis.

Lösung: 1. c6-c7 Tb6-c6; 2. e6-e7 Th6-e6; 3. Se4-d6! Te6xd6†; 4. Kd3-e4 Td6-e6†¹⁾; 5. Ke4-d5 Te6xe7; 6. Kd5xe6 und das Spiel ist unentschieden.

¹⁾ Es ist ganz gleichgültig, mit welchem Turme Schwarz schlägt. Auf 3... Te6xd6† würde 4. Kd3-c4 usw. folgen. Nimmt Schwarz aber einen der beiden Bauern, so geht der andere vor, und das sich dann ergebende Endspiel von Turm gegen Springer wird remis.

Partie 146. (Spanisch.)

Kürzlich in Amerika gespielt.

Weiß: Barry. Schwarz: B. Kostic.

- | | | | |
|------------|---------------------|-------------|----------------------|
| 1. e2-e4 | e7-e5 | 15. Sg3-h5 | Sf6xh5 ¹⁾ |
| 2. Sg1-f3 | Sb8-c6 | 16. Dd1xb5 | c7-c6 |
| 3. Lf1-b5 | Sg8-f6 | 17. Lc1-g5 | Dd8-c7 |
| 4. d2-d4 | o5xd4 | 18. Te1-e3 | d6-d5 |
| 5. 0-0 | d7-d6 | 19. Te3-h3 | h7-h6 |
| 6. Tf1-e1 | Lf8-e7 | 20. Ta1-f1 | d5-d4 |
| 7. Sf3xd4 | Lc8-d7 | 21. Sc3-e2 | c6-c5 |
| 8. Sb1-c1 | 0-0 | 22. Th3-g3 | Kg8-h8 |
| 9. Sd4-e2 | Tf8-e8 | 23. Lb3xf7 | Ld7-b5 |
| 10. Se2-g3 | a7-a6 ¹⁾ | 24. Lg5xh6 | g7xh6 |
| 11. Lb5-c4 | Sc6-e5 | 25. Tg3-g8† | Kh8-h7 |
| 12. Lc4-b3 | Le7-f8 | 26. Dh5-g6† | Se5xg6 |
| 13. f2-f4 | Se5-g6 | 27. f5xg6 | setzt matt. |
| 14. f4-f5 | Sg6-e5 | | |

¹⁾ Le7-f8 mußte geschehen, um dann mit g7-g6 nebst Lf8-g7 fortzusetzen. ²⁾ Wie Lasker in der „Voss. Ztg.“ nachweist, hätte Schwarz mit 15... Sf6-g4 unentschieden machen können.

Auflösungen.

Nr. 391 (3 Züge). 1. Dd1, c4, Sf8, Kc6 2. Da4(+); 1... Ke6 2. Lc4+; 1... L o. Sxb7, Lc7, Sc6 2. Db3+; 1... Se6 2. Td7+; 1... exd2 2. Dxd2+; 1... ∞ 2. dxe3+.

Nr. 392 (3 Züge). 1. Lc6, ∞ De)8.+)

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., J. B., L. M., Klein, Dr. M. und Wdw. in Wiesbaden.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Ergänzungsrätsel.

Le —, B —, G — lt, Ha — ast, G — el.

Statt der Striche sind jedesmal drei passende Buchstaben zu setzen, sodaß bekannte Hauptwörter entstehen. Die eingefügten Buchstabengruppen benennen in sinngemäßem Zusammenhange eine wohlthätig wirkende Einrichtung in einem befreundeten Staate.

Balkanrätsel.

Man hat sie niemals hochgeschätzt,
Doch tapfer zeigen sie sich jetzt.
Was ist ihr Los? Ein kleines Weilchen
Wagt noch der Kampf, dann kommt hinein
In sie von einem Teil ein Teilchen,
Das wird der Tapfern Schicksal sein,
Indessen der, der sie verführt,
Beizeiten sich durch Flucht salviert.

Zahlenrätsel.

1	2	3	4	5	2	6	7	8	vielenannter Staatsmann.
2	6	4	8	2					weiblicher Vorname.
3	4	6							Fluß in Afrika.
4	3	8	2	6					geographische Bezeichnung.
5	7	6	6						altes Maß.
2	4	8	2	3					Metall.
6	4	6	4	2					Blume.
7	6	4	1	2					Südfrucht.
8	2	4	3	2					Fluß in Frankreich.

Rätsel.

Ein Ding voll Saft und Duft,
Das uns oft goldig schön entgegenlacht,
Hat doch, so glaubt man allgemein,
Nur Unheil in die Welt gebracht.
Und, wenn der Dichter Wahrheit spricht,
Unsterbliche zum Streit entfacht,
Auch eines Volkes Untergang
Bewirkt nach mancher heißen Schlacht;
Und dennoch galt's im Deutschen Reich
Als ein's der Zeichen höchster Macht;
Auf harte Probe stellte es
Die Vaterlieb' in alter Zeit
Und hat hierdurch ein wackres Volk
Vom Joch der Tyrannei befreit.

Rätselfragen.

1. Welche Aepfel wachsen nicht auf den Bäumen?
2. Wie viele Stiche gehören zu einem gehörig genähten Schuh?
3. Warum regnet es nie zwei Tage nacheinander?

Auflösungen der Rätsel in Nr. 555.

Bilderrätsel: Lembergs Befreiung. — Homonyme. Wische.

Der Landbote.

Vollständige Wochenbeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 11.

— o Erscheint allmonatlich. o —

1915.



Ein Hügel Heimaterde.

Ein Hügel Heimaterde,
Der gibt wohl gute Ruh.
Ein Hügel Heimaterde,
Der deckt zwei Brüder zu.

Sind einer Mutter Söhne,
Erstarrt an einem Brot,
Und hatten einen Herzschlag,
Und starben einen Tod.

Und fanden einen Hügel
Im lieben Hessenland
Und ruhen unversehrt
In ihres Gottes Hand.

Es singt ein Heimatvöglein
Vom Zweig im Morgentrot.
Das klingt wie Sieg und Sterben
Und Treue bis zum Tod.

Heinrich Kuppel.

Der Weps.

Von Ferdinand Venz.

Eine stierige Wespe surrt hellsummend im grellen Sonnenlicht hierhin und dorthin, wie ein kleiner Bliß, daß man sie nur sieht, wenn sie eine Sekunde wie angewurzelt in der Luft stillsteht, um dann um so rascher davonzuschließen.

Wie eine solche Wespe war die kleine, zehnjährige Neta. Ohne Bosheit läßt sie nicht wachsen, sagten die Leute, drum bleibt sie immer ein Kopf kleiner wie ihre Gespielinchen. Und in der Tat, sie hatte keine Ruhe und keine Lust, fuhr unter den Schulkindern pfeilschnell einher, zwickte die großen Buben in die Waden, daß sie hellauf schrien, und schüttelte die Mädchen bei den Böpfen, daß sie erschrocken zusammenfuhren. Wer aber nach ihr schlagen oder sie fangen wollte, der mußte rechtzeitig dazu tun, denn die Neta war wie der Wind. Wegen ihrer Geschwindigkeit und kleinen Gestalt hieß sie im Dorf rundweg „der Weps“.

Im übrigen aber war der Weps tüchtig übei der Arbeit. Im Frühjahr waren der Neta die jungen, gelbflaumigen Gänse von drei Häusern anvertraut. Die trieb sie auf die Weide, das Wassergefäß in der einen, die Rute in der anderen Hand, und bewachte sie sorgsam gegen Raben, Geier und Füchse. Am Abend aber teilte sie ihre Herde auseinander, und jedes Tierchen kam in den rechten Stall. Wehe ihnen, wenn sie nicht gehorchten, wenn sie im klaren Wasser des Baches sich tummelten und nicht auf ihren Lockruf hörten! Da wetterte die Kleine von der Brücke aus, sprang in das seichte Wasser und ließ ihre Gerte unter die Ungehorsamen faulen, daß sie kreischend ans Land flatterten und ruderten.

Wenn aber im Herbst ihre Schützlinge groß und fett waren und nach und nach in die Pfannen der Stadtleute wanderten, da bekam die Gänsehirtin zur Belohnung ein neues, gebundenes Kleidchen. Halbstuhhoch sprang sie in die Höhe und hatte daran die nämliche Freude wie die Mädchenprinzeßin an ihrem silbernen Mantel. Daheim ging es eben knapp her, weil die Einnahmen klein und die Lasten groß waren, und weil alle Jahre der großmächtige Zins zu zahlen war und die Jahre so kurz waren.

In der Schule war Neta nicht gerade die Allererste; aber sie gehörte zu den Geschickteren: jedenfalls hatte sie mehr Mut wie alle anderen. Wenn daher bei der Prüfung die Herzchen der Kinder wackelten wie Rammerschwänzchen, kam der „Weps“ allein nicht aus der Fassung.

Mit ihr besuchte die Schule auch der Schmalzinger Venz. Das war ein großer, magerer Anabe und gehörte dem reichen Bauern im Ort. Seine Geschwister waren vor einem Jahre alle fünf nacheinander in weiße Kleidchen, mit Spitzen geziert, gesteckt worden. Zwei Lichter hatte man ein paar Tage neben ihnen gebrannt, dann kam des Totengräbers Frau, legte sie in die kleinen Särge, faltete ihnen die Händchen, und sie wurden unter kleinen Kreuzchen, an denen weiße Kränze hingen, begraben. Den Venz allein hatte die todbringende Krankheit mit einem schwächlichen Leben davonkommen lassen. Wenn daher die anderen Buben rausten und lärmten, stand der Venz abseits von ihnen; wenn sie im Wasser wateten oder sich im Schnee wälzten, fror ihn beim Zuschauen; wenn sie aber gar auf den Bäumen umherturnten wie Eichhörnchen, dann konnte er nicht emporblicken, so schwindelig wurde ihm.

Einmal war die ganze Notte versammelt auf dem Berg, in der Nähe eines steilen Felsabsturzes. Wie Seiltänzer hüpfen sie von einem Felsblock zum anderen, krochen auf allen Vieren bis zum Abgrund, spuckten in die Tiefe und warfen Steinchen hinab. Der Schmalzinger Venz stand ein gutes Stück abseits und rief seine Kameraden angstvoll zurück.

Da schrie einer: „Osenhoder, geh' auch her und spuck' runter, wenn du dir traust!“

„Jawohl, er muß her!“ schrien die anderen.

Als der Venz davonlaufen wollte, hatten ihn schon zehn Hände gefaßt und schleppten ihn an die Felsenwand. Der Venz schrie, wie wenn er zum Galgen geführt würde, und wehrte sich mit aller Kraft. Die Buben lachten über seine Angst, und Schritt für Schritt zerrten sie ihn vorwärts.

Neta hatte in der Nähe ihre Gänse auf der Weide. Auf den Bäumen, und namentlich auf Venz's Jammergeschrei hin, hatte sie ihren Strickstrumpf beiseite gelegt, ihre Rute ergriffen und war zu dem raufenden Bubenmäuel gesprungen.

Diese waren mit ihrem Opfer nur noch einige Meter vom Abgrund entfernt, wo sie den Venz hinabschauen lassen wollten. Der geängstigte Anabe warf sich auf den Boden und umklammerte einen Steinblock. Die anderen bückten sich und wollten ihn emporziehen. Neta hatte jetzt begriffen, um was es sich handelte. Bornig sprang sie hinzu und schlug wie der Bliß fünf-, sechsmal ihre Rute um die Köpfe der Raufbolde.

„Laßt ihr ihn gleich aus, ihr Lummel!“ schrie sie dazu. Diese waren auseinandergefahren wie ein Schwarm Spaken, unter den ein Stein geworfen wird. Der eine hielt sich die Wangen, der andere die Hand, der dritte das Genick, wo sie eben von der Rute gezwickt worden waren.

Sprachlos standen die Buben da. Erst nach und nach kam ihnen der Mut. Der bide Hannes ging mit bissigem Gesicht und geballten Fäusten auf Neta los. Er wollte eben zu schimpfen beginnen; aber Neta's Rute zischte ihm davor über das Gesicht, daß er tausend Sterne flimmern sah und heulend sich davonmachte. Auch die anderen blieben in gemessener Entfernung und schimpften nur.

Neta ging zum Venz. Der hielt noch immer den Felsblock umklammert. Entsetzliche Angst spiegelte sich noch in

seinem Gesicht. Das kleine Mädchen nahm ihn bei der Hand. Bitter stand er auf und drückte sich ganz nahe an seine Ketterin hin. Diese drohte nochmal den Buben: „Wieder wenn ihn einer anrührt, dann komm' ich euch noch ganz anders — ihr Dackel, ihr Damische!“

Dann führte sie den viel größeren Knaben an der Hand mit sich, wie eine sorgende Mutter.

Bei der Gänseherde setzten sie sich nieder. Der Lenz wischte sich Tränen und Angstschweiß aus dem Gesicht und sagte nichts. Dabei sah er heimlich Reta an mit so großer Ehrfurcht, wie wenn sie der hl. Erzengel Michael wäre, der den Luzifer vom Himmel stürzte. Sein Herz aber war voller Dankbarkeit gegen das Mädchen. Er hätte ihm gerne etwas Liebes gesagt, ein dankbares Wort und sinnierte darüber nach. „Vergelt's Gott!“ wollte er sagen, wie die Bettler, wenn er ihnen ein Stück Brot geben mußte; aber das schien ihm nicht zu passen. Dann dachte er wieder: „Das werde ich ihr nie vergessen. So wie sie hätte mir gar niemand geholfen.“

„Der Weps“ schimpfte unterdessen kräftig auf die groben Lausbuben und versicherte dem Lenz Schutz und Beistand für die Zukunft.

Der Bube dachte derweil: „Ich will ihr etwas schenken; etwas recht Schönes.“ Er hatte in seiner Tasche ein ganz neues Messerchen gefunden, das ihm sein Vater vor wenigen Wochen gekauft hatte. Das war in seinen Augen so viel wie ein kostbarer Schatz.

Er hielt es in der Hand, dann nahm er allen Mut zusammen und sprach: „Da hast du mein Messerl, das schenk' ich dir; aber du darfst es niemand geben.“

Er gab das Messer seiner Ketterin und hatte eine große innere Freude; dann eilte er nach Hause, weil er sich vor dem Zorn der Buben fürchtete, die feinetwegen verhaunte Köpfe hatten.

Viele Jahre waren vergangen. Der Schmalzinger Lenz war vom Militär frei geworden. Er war bruststark.

Reta war seit 10 Jahren von der Heimat fort. Sie war in München in Stellung.

Auf dem Schmalzingerhof war der Bauer und die Bäuerin gestorben. Lenz bewirtschaftete sein Verbleibendes. Ihm wurden reiche Bauerntöchter zur Heirat angetragen von der ganzen Gegend. Gar manche wollte Bäuerin werden auf dem reichen Hof. Aber der Lenz ließ sich keine aufreden. Er ging seine eigenen Wege wie einst als Schulbube. Seine Schwächlichkeit verbot ihm das rauhe Leben seiner Kameraden. So grübelte er dahin und sagte sich: „Ja, meinen großen Wald, meine Wiesen und Äcker, meine 20 Stück Vieh, die hätten sie schon lieb, aber mich nicht. Es kommt mir keine solche in mein Haus!“

So kam er den dreißiger Jahren immer näher und dachte immer weniger an das Heiraten, je mehr man ihn dazu drängen wollte.

Eines Tages hieß es, der Lenz sei schwer krank. Der Arzt fuhr alle Tage im Automobil in das Dorf und besuchte den Kranken. Der aber fühlte, daß er alle Tage schwächer wurde und dem Grab entgegenging. Er dachte auch nach, wem er sein Vermögen schenken sollte. So lag er dahinstehend zwei Monate da.

In dieser Zeit kam Reta nach Hause. Sie besuchte ihren ehemaligen Schulkameraden. Der hatte eine große Freude, sie nach langen Jahren wieder zu sehen. Alte Erinnerungen aus seiner Kindheit tauchten auf und umgaukelten ihn. Er sah im Ieberüberzogenen schwarzen Lehnstuhl und reichte dem kleinen Fräulein die schmale, weiße Hand. Er wollte mit Reta so viel besprechen, wichtige Sachen wollte er sie fragen; aber er konnte nichts herausbringen. „Grüß' dich Gott, Reta!“ sprach er mit einem wehmütigen Lächeln. Dann sah er wieder still und unbeholfen neben ihr, wie einst auf dem Gänsewasen. Er hätte ihr so gerne gesagt: „Meinen ganzen Hof tät' ich dir schenken, wenn du nur hie und da an mich denken würdest; wenn ich wüßte, daß du mich nur ein bißchen lieb hättest; wenn du mich nach meinem Ende nicht vergessen würdest.“ Aber er fand die rechten Worte nicht, zumal da Reta in städtischen Kleidern ihm gegenüber saß und viel feiner auch in ihrer Sprache geworden war.

Sie aber begann zu plaudern und zu lachen, lustig und aufgeräumt, tröstete den Armen, erzählte von München, von ihrer Herrschaft, von der gnädigen Frau, die nicht einmal

weiß, wann das Wasser kocht, von hunderterlei Erlebnissen, bis sie in der Jugendzeit landete.

Jetzt konnte Lenz auch mitreden und erwähnte die Szene auf dem Felsenrand. Er wußte noch alles so genau, als wäre es gestern erst passiert. Auch Reta wußte noch alles. „Weißt du auch noch“, fuhr sie fort, „was du mir für eine Belohnung gegeben hast damals? Ich darf es niemand geben, hast du verlangt. Es war etwas sehr Wertvolles für unseren damaligen Reichtum. Kennst du es noch?“

Sie hatte ihr Handläschchen geöffnet und hielt ihm das Messerchen hin, das er ihr damals geschenkt hatte.

„Sieh', ich habe es treulich bewahrt und oft schon daran gedacht, wie ich den Buben die Köpfe vernagelt und dich ihnen entrißen habe.“

Freudestrahlend erkannte der Kranke sein Messer. Lange betrachtete er es. Dabei war ihm alles klar, was ihn bisher umdunkelte und bekümmerte. Endlich begann er langsam und mit feierlichem Ernst:

„Reta, ich lebe nimmer lange, keine vier Wochen mehr. Du hast mich nicht vergessen, du denkst auch an mich, wenn ich draußen unter dem Grabstein liege. Keinen Menschen habe ich, der an meinem Grab betet und Weißbrunnen sprengt. Reta — mein ganzer Hof gehört dir, wenn du mich heiratest, ehe ich sterbe. Nur vergessen darfst du mich nicht.“

Wie ein Hilfesuchender hatte er nach ihrer Hand gegriffen, und mit Bangigkeit wartete er auf eine Antwort.

Reta sah vor ihm, so perplex, als wenn sie soeben der Schnellzug in einem fremden Weltteil verloren hätte. Wie geistesabwesend schaute sie auf Lenz. Kein Wort konnte sie sagen. Nach langer Pause drückte sie die Hand des Kranken fest in die ihrigen und heiße Tränen fielen darauf. Diese Tränen brachten friedlichen Abendsonnenschein in das Herz des Schmalzinger Lenz.

Nach drei Wochen trat der Priester an das Krankenbett. Die Braut mit zwei Ehrenvätern war schon da, und der Bund wurde eingeseget.

Nach drei Tagen kam wieder der Priester und holte den Lenz in feierlichem Zug ab, um ihn zur ewigen Ruhe zu bestatten. Friedlich war er gestorben, denn er wußte: „Ein Herz vergißt mich nie!“

Genossenschaft und Bildkunst auf dem Lande.

Die Klekfoer Bilderausstellung.

Von Dr. Johs. Gerrits-Burkswarf (Rosen).

I.

Die Umgebung formt den Menschen. Sie gibt Hülle und Gestalt. Die stille Heide, das düster-branne Moor, die fette Marsch, das stolz-freie Gebirge, sie alle verleihen in ihrer Weise dem Bewohner eine besondere Eigenart. Einerlei, ob wir im trauten Dorfe oder der wilden Großstadt, dem Eigenheime oder der Mietwohnung leben, dem von der Nachbarschaft ausgelösten Dämme vermögen wir uns nicht zu entziehen.

Ist dieser Einfluß nun ein ständiger und dauernder, wird er nicht ab und zu durch andere Einwirkungen unterbrochen, so stumpfen wir schließlich gegen das Alltägliche ab. Das auf dem Asphaltpflaster eines neuzeitlichen Industriezentrums aufgewachsene Kind hat für das Menschengewühl in seinen Straßen mit dem Drängen und Stoßen, Gassen und Gagen, Schieben und Zurseitebrücken, das Geströhne der Stadtbahnlokomotiven, das Läuten der elektrischen Bahnen, das Luten der hurtig fliehenden Automobile, das Gesechze der fliegenden Zeitungsverkäufer, die schmalzigen Achtungsrufe der Droschenkutscher kaum eine tiefere Empfindung. Es war von Jugend an diese Getriebe gewöhnt, kann also darin nicht etwas Besonderes erblicken. Dies täglich Geschaute bedeutet ihm etwas Selbstverständliches, es ist dagegen abgehärtet.

Haben wir dazu auf dem Dorfe nicht ein passendes Gegenstück? Wirkt hier das Leben in der freien Natur, das Schaffen und Wirken im engen kleinen Kreise nicht in seiner Art auch einschläfernd? Wird sich der Landbewohner vom heute wirklich der Schönheiten seiner engeren Heimat bewußt, kennt er sie überhaupt? Kennt er nicht vielfach Tag für Tag blindlings daran vorbei? Handlungen aus dem Dorfleben, Stände des platten Landes, die die zünftigen Führer des Pinsels im Bilde festhalten, um die Menschheit

damit zu erfreuen, kommen diese bei dem Dorfsinfassen zu einiger Geltung, erblickt er darin etwas Sinniges und Höheres? Nein! Dieses unentwegte Schauen hat die Sehkraft seines Auges geschwächt. Er geht an den Naturdenkmälern der Heimat, an ortsgeschichtlich bedeutsamen Stellen, an fagenumwobenen Steinen und Findlingen vorüber wie ein Klepper am vielbesuchten Gasthaus an der Landstraße.

Die stete Verwöhnung hat den Schmelz des Schönen vernichtet.

Hier tut eine Änderung not. Wie aber soll sie erfolgen?

Die auf den verschiedensten Gebieten veranstalteten Schauen ließen den Gedanken einer Bilderausstellung aufkommen, um so dem Dörfler in gedrängter Zusammenstellung die Schönheit der Heimat handgreiflich vor Augen zu führen und mit berebten Worten zu preisen.

Eine Bilderausstellung? Was bezweckt sie? Ist sie nötig?

Die sinnigen Landleute vom alten Schläge singen dem Dorfheime ein Loblied. Trifft das aber die Wirklichkeit? Wenn wir in unserer Zeit durch einen Landschaften gehen, sei es im Norden oder Süden, Osten oder Westen unseres Vaterlandes, und in den stillen Häusern Einsiedler halten werden wir mit Bedauern feststellen müssen, daß die Dörfler ihrem Innenheime wenig Schmuck angedeihen lassen. Ja, manchmal, wenn wir ein im echten Heimatsstile aufgeführtes Gebäude betreten, faßt uns geradezu ein banges Gefühl, so kühl, so nüchtern, so nichtsfähig, sieht es rings um uns aus. Doere Wände gähnen uns in ihrer Nacktheit entgegen. Viel, wenn einige Bilder, die die kaiserliche Familie oder Ausschnitte der christlichen Bibelgeschichte wiedergeben, in ihrer aufdringlichen, widerlich-süßen, ölgeleckten Art, eingekengt in einem goldleistenbeschlagenen Rahmen das spärende Auge „erfreuen“. Dazu kommen dann vielleicht noch einige in grellsten Farben gehaltene ägyptische Phantasien oder eine verkümmerte „Toteninsel“.

Gewiß, es braucht nicht überall so zu sein. Und in der Tat steht es nicht immer derart schlecht. Aber wenn wir offen prüfen, müssen wir da nicht bekennen, daß die Schilderung einen gut Teil Wirklichkeit spiegelt?

Ist nun eine solche Umgebung für den Dörfler, den Landwirt, die richtige? Vermag er in solchen Darstellungen nach des Tages Müß' und Last, in stiller Ruhestunde, eine Erholung, eine Erbauung zu suchen? Wohl kaum.

Nun hat man gesagt: Wenn wir die alten friesischen Innentwohnträume anschauen, so suchen wir Bilder vergebens. Es scheint demnach doch, als wenn bei dem Landbewohner für Gemälde kein Bedürfnis vorliegt. Es soll dem Dorfsinfassen etwas aufgezwängt werden, für das die innere und zwingende Notwendigkeit fehlt.

Dieser Vergleich hinkt.

In einem echten niederfriesischen oder friesischen Hause, auf dessen Haupt ein mit Moos besetztes dickes Reitbuckel ruht, vermischen wir Bilder. Gewiß; dafür aber stehen in den Zimmern aus kernigem Eichenholz kunstvoll geschnitzte alt-ehrwürdige Truhen und Schränke. Auf dem Wandbims grüht eine lange Reihe spiegelblank gepulter Zinngeschirre, hinter dem offenen Hausfeuer blinken prächtige Delfter Bliesen. Das gibt dem Raume eine wohlige Fülle. Es wäre verfehlt, wollte man hier groß Bilder aufhängen. Man müßte sich sogar Gewalt antun, um überhaupt ein geeignetes, freies Plätzchen zu entdecken.

Wo aber liegen diese Verhältnisse heute noch vor? Das lodernbe, mollige Herdfeuer wird in den starren, eisernen vierkantigen „Kochöfen“ eingezwängt, die alten Häuser verfallen dem Bahne der Zeit, an ihre Stelle rücken andere, angeblich den Forderungen der Neuzeit angepaßte Gebäude. Der alte Hausrat? Die von den Altvordern mit einer gewissen Ehrfurcht behandelten Truhen hat der städtische Althändler für wenige nichtige Graschen erstanden, das alte Zinngeschirr prangt in den städtischen Mietwohnungen — bis vier Treppen hoch — um den „modernen Bauernstil“ vor-täuschen zu helfen.

So sind im Laufe der Jahre unsere Dorfwohnungen arm und leer geworden. Das von den Vätern überkommene ging verloren, ein Ersatz fand sich nicht. Wir stehen vor einer Lücke. Das Dorfhandwerk ist von der hohen Stufe, die es in früheren Jahrhunderten einnahm, längst herabgefallen. Hier läßt sich — wenn auch gern anerkannt sei, daß seit längerem mehrere erfolgreiche Versuche zum erneuten Emporkommen zu verzeichnen sind — in umfassender Weise für die nächste Zukunft keine Besserung erhoffen.

So mußte etwas anderes gesucht werden. Gefunden hat man es in den Bildern. Nicht in bildlichen Darstellungen schlechthin, sondern in solchen, die das echte ungeschminkte Landleben, das Dorf mit seinen rührigen Insassen in ihrem Wesen und Wirken, naturgetreu spiegeln. Im Dorfe nimmt der Landwirt die wichtigste Stelle ein. Deshalb müssen wir Bilder, wie „Der pflügende Bauer“, „Der Sämann“, „Das wogende Kornfeld“, „Die Ernte“, in die Flecken bringen.

Das läßt sich erreichen, indem man bei passender Gelegenheit eins der genannten — allerdings gerahmten — Bilder verschenkt. Besonders geeignet erscheinen besonders Anlässe, wie silberne oder goldene Hochzeiten. Die vom Bauer seit nunmehr vier Jahren in dieser Richtung angestellten Versuche haben sich bestens bewährt. Die verhältnismäßig kleine Ausgabe macht sich vielfältig bezahlt. Das gute Beispiel nämlich spornet zur Nachahmung an. So erklärt es sich umsover, wenn in einem kleinen heffischen Dörfchen, wo ich gelegentlich einer Familienfeier einem älteren Landwirt das bekannte Gesselsche Bild „Die Ernte“ überreichte, dieses heute in vier Wohnungen hängt, und das ohne mein Zutun. Allein das Vorbild „zog“. In dem kleinen obdenburgischen Flecken Sillenstedt ist auf diese Weise gleichfalls den guten Werken der Eingang geordnet.

So günstig nun auch dieses Vorgehen wirken mag, so läßt sich doch nicht verkennen, daß damit nur einem kleinen Teile der Dorfsinfassen gedient ist. An die große Masse kommen wir nicht heran. Auf weiterer Grundlage ist m. E. nun durch (die bereits erwähnten) Bilderausstellungen etwas zu erreichen. Rührige süd- und mitteldeutsche Dörfler, vor allem Pfarrer und Lehrer, machen in dieser Richtung die ersten Versuche. Die von ihnen veranlaßten, im allgemeinen recht günstig urteilenden Berichte ließen den lange gehegten Gedanken zur Reise kommen, im Osten unseres Reiches, in der Provinz Posen, ähnlich vorzugehen. Der entgegenstehenden Schwierigkeiten waren nicht geringe. Indes schließlich behielt der gesunde Glaube an das Erreichbare doch den Sieg. Es wurde zur Tat geschritten.

Kleto, ein 1920 Einwohner zählendes, 16 Kilometer Landstraße von der Kreisstadt Gnesen entfernt liegendes Städtchen, sollte den Schauplatz abgeben. Trägerin der Ausstellung war das Komitee zur Veranstaltung von Volksunterhaltungsabenden, dessen ausführendes Organ Herr Lehrer Albert Franke die Vorbereitungen traf. In seiner Hand lag auch die Leitung. In den nachstehenden Ausführungen folge ich den mir in liebenswürdiger Weise von Herrn Lehrer Franke zur Verfügung gestellten Unterlagen.

Die Eröffnung der Ausstellung war zunächst für den Monat September in Aussicht genommen, wurde jedoch auf den 10. Dezember verlegt. Dabei gab die Erwägung den Ausschlag, daß mit Anbeginn des Winters die Landbevölkerung einer arbeitsstillen Zeit entgegengeht und eher in der Lage ist, sich einige Mußestunden zu gönnen wie im Herbst, wo die verschiedenen Ernte- und Bestellungsarbeiten der Erledigung harren. Weiter aber sollte denjenigen, die in den Reihen der zur Schau gestellten Gemälde vielleicht das eine oder andere entdecken, das ihrem Geschmack besonders entsprach, Gelegenheit gegeben sein, dies zu erstehen, und es womöglich unter den Weihnachtsfesten zu legen.

Von woher aber die Bilder nehmen? Nach den vorliegenden Berichten und Unterlagen schien es gegeben, mit der Wilanowski-Stiftung einen Versuch zu machen. Es ist dies eine gemeinnützige Stiftung des Herrn Landrat Frhrn. v. Wilanowski (Merseburg), die auf dem sozialen Gebiet überhaupt vorbildlich arbeitet. Die Geschäftsstelle befindet sich in Merseburg. Zu der anfangs bestellten Ausstellung B — kleine Bilderausstellung — mit 60 gerahmten Bildern, kam die Ausstellung C — Gausbilderei — hinzu. Diese umfaßt in 10 Sammelmappen gegen 300 besonders zum Sammeln geeignete lose Blätter.

Wie nun war im einzelnen der Gang?

Anfang Dezember 1913 trafen in mehreren reich umfangreichen Kisten — mit einem Gesamtgewicht von 9 Zentner — von Dorf Drieberg bei Gadebusch kommend, die bestellten Bilder ein. Es war ein genauer Plan über die zweckmäßige Aufstellung der Bilderstände beigegeben. Doch ließ sich dieser nicht verwirklichen. Das Aufhängen der Bilder an die mit Sergeistoff bespannten Ständer bereitete keine große Schwierigkeiten, da eine überflüssige Nummerierung an Hand von klar gezeichneten Karten ein leichtes Zurechtfinden ermöglicht. Auf jedem Ständer bildeten die Bilder gewissermaßen

maßen ein Kernes in jay getragenes Ganzes. Ausspannte des religiösen Lebens, des Dorfes, Landschaften, blieben für sich und kamen so auf dem dunkelbraunen Hintergrund recht gut zur Geltung.

Fanden auf diese Weise die gerahmten Bilder, durchweg Steinzeichnungen, Unterkunft, so lagen auf mehreren Tischen, die zwischen und vor den Fenstern standen, zahlreiche Sammelkarten mit lose eingefügten Kunstblättern aus.

In den Tagen vom 10. bis einschl. 14. Dezember, d. h. von Mittwoch bis einschl. Donnerstag, stand die Ausstellung den Besuchern an den Wochentagen in der Zeit von 10 bis 12 Uhr vormittags und 1 bis 3 Uhr nachmittags offen. Eintrittsgeld wurde nicht erhoben. Die von der Wilanowski-Stiftung herausgegebenen Führer und Bilderberichte gelangten unentgeltlich zur Verteilung, um dadurch den Besuchern Gelegenheit zu geben, an der Hand dieser Bestellungen und Nachbestellungen zu machen. Große Wandplakate hingen in den Geschäft- und Gasthäusern aus. Um möglichst zahlreiche Personen mit den Zwecken und Zielen der Ausstellung vertraut zu machen, fand die Eröffnung am Mittwoch, den 10. Dezember, — einem Wochenmarkttag — statt. Außerdem wurden in der Ausstellungszeit verschiedene Unterhaltungsabende gelegt. Am 11. Dezember erhielten die Kinder der Volksschulen von Klekto und Umgegend Zutritt. Man verfolgte damit, eine Anregung auf die Eltern auszuüben. Der 12. Dezember, der einen Unterhaltungsabend brachte, war der schulfreien Jugend gewidmet. Doch erhielten auch die Schüler der staatlichen gewerblichen Fortbildungsschule Zutritt. Erfreulicherweise hatte sich auch eine stattliche Reihe Erwachsener eingefunden.

Der Lichtbildervortrag: „Fünf Jahre Fremdenlegionär“, war von der Firma Arwed Strauch zu Leipzig entliehen.

Am 13. Dezember hielt die Klektoer Spar- und Darlehnskasse, e. G. m. b. H., im Ausstellungshaus eine Hauptversammlung ab. Die Genossen besichtigten mit ihren Familienangehörigen die Bilder, um sich hernach zu einem geselligen Abend zu vereinen. Der Lichtbildervortrag: „Die Dorfheimat“ (Verlag von Arwed Strauch, Leipzig) führte den Anwesenden in vortrefflich ausgeführten Darstellungen die Schönheiten des Dorfes und der Kleinstadt naturgetreu vor Augen. An diese Eindrücke anknüpfend, sprach der Verfasser in längeren Ausführungen über die Frage: „Das Dorf — die Quelle der Volksgeundheit“. Ein kleines Theaterstück: „Eine gute Wirtschaftlerin“ schloß sich an.

Sonntag, den 14. Dezember, stand die Ausstellung vormittags von 8 bis 10 Uhr und nachmittags von 12 bis 2 Uhr den Besuchern frei. Wie an den vorhergehenden Tagen war Herr Lehrer Franke zugegen und erklärte in zwangloser Weise Zwecke und Ziele der verfolgten Bestrebungen. Bei Eintritt der Dunkelheit wurden die Ständer zur Seite geschoben und der Saal für den geplanten Volksunterhaltungsabend hergerichtet. Die Vorführungen leitete der Vortrag: „Bildkunst fürs Haus“ ein, den die Wilanowski-Stiftung zur Verfügung stellte. Die prächtigen Lichtbilder bewiesen, wie sich ohne Aufwendung großer Mittel selbst das kleinste Haus auf dem Lande ausschmücken und sich ihm der Stempel heimischer Gemütlichkeit ausdrücken läßt. Die Abwechslung von Beispiel und Gegenbeispiel sorgte dafür, daß jeder Echtes von Unechtem, Gutes vom Schlechten erkannte. Gerade das Zeigen dieser Bilderreihe löste lebhaften Beifall aus. Und es ist nur zu bedauern, daß diese Vorführung nicht schon zu Beginn der Ausstellung stattfand. Gewiß wäre dadurch mancher angeregt worden, der Ausstellung mehr Teilnahme als tatsächlich geschah, abzugewinnen.

Umschau.

Ein neuer Gut für den Hirten. Aus dem Vogelberg wird uns geschrieben: Eine uralte Gepflogenheit wurde dieser Tage wieder in den Dörfern geübt, die sich noch eigene Schafherden und Hirten halten. Das gute Herbstwetter ermöglichte den Herden den Aufenthalt im Freien bis zum Martins-tage. Erst an diesem Tage trieben die wackeren Hirten die Tiere zu Tal und in die Winterquartiere. Als Anerkennung für die geleisteten Dienste beschrien die meisten Gemeinden ihren Hirten einen neuen schwarzen Gut.

Der Wald. Mit Recht hat man die hohe Bedeutung des Waldes für den Haushalt der Gemeinden anerkannt und dementsprechend den Gemeindevald sorgfältig gepflegt. Daß diese Sorgfalt auch im Krieg nicht nachläßt, beweist die Höhe der Kulturkosten, die im Kulturjahr 1915/16 im Oberwesterwaldkreis ausgegeben werden sollen. Sie betragen zusammen 33 484 M. Einzelne Gemeinden sind mit ganz bedeutenden Kosten vertreten, z. B. Sackenburg mit 2430 M., Alperrod mit 1780 M., Gehler mit 1475 M. und Hächstenbach mit 1251 M. S.

* Ländliches Winterleben. Dreschflegel, Holzsäge und Axt haben sich entweder schon gänzlich vom Lande verzogen oder lassen sich immer mehr in stille Weltwinkel zurückdrängen. Viel trauere Poesie des Landlebens nehmen sie mit, damit müssen wir uns halt abfinden. Mehr als das hat man es aber bebauert und kritisch glossiert, daß man unsere Landschaft zu lange Ferienzeit im langen Winter hätten, daß die bösen Geister der Langeweile und des Müdiganges ihren ungünstigen Einfluß geltend machen würden. Mir scheint jetzt, daß man sich da unnötig gesorgt hat. Eine gewisse Übergangszeit in der man noch nicht so recht wollte, „wohin mit der Frau“, mußte natürlich überwunden werden. Das scheint nun geschehen. Wie wurde es doch früher nach den Kartoffelernte und notwendigen Winterrausfahrt so still in Feld und Flur. Alle Arbeit draußen im Freien ruhte wie die winterliche Erde. In Haus und Schenke ging's so früh als möglich an die Arbeit, sollte doch zum Beispiel bis zu Weihnachten der Dreschflegel schon zur Ruhe kommen. Das war so eine Art dörflicher Ehrensache. Und jetzt? Draußen in Feld und Wiese ein unermüdliches Treiben, wenn es die Bitterkeit nur irgendwie zuläßt, die ganze kalte Zeit hindurch. Da wird der Ackerboden mit einer Gründlichkeit bearbeitet und gebüngt, den man früher brach oder doch nur einmal beackert anahig bis zum Frühjahr liegen ließ. Die Alten schütteln barumt über solches Treiben die Köpfe, müssen aber selbst zugeben, daß solch reges Winterarbeiten die Steigerung der Bodenerträge stark und vorteilhaft beeinflusst. Welche nötige Winterarbeit findet sich gleicherweise in den Wiesen, an den Obstbäumen, die reichen Zins trägt. So wird man also bald die Maschine als einen Arbeitsförderer ansehen müssen, der auf dem Lande zur bitteren Notwendigkeit geworden, um der winterlichen Feldarbeit gerecht werden zu können. Dazu gehört allerdings auch, daß sich die gelinden Winter der letzten Jahre nicht wieder ins Gegenteil verkehren. U.

* „Das Land“. Diese im Verlage von Trowitsch u. Sohn in Berlin erscheinende Zeitschrift für die sozialen und volkswirtschaftlichen Angelegenheiten auf dem Lande, Organ des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrt und Heimatpflege und des Deutschen Landpflegerverbandes, herausgegeben von Professor Heinrich Sohnrey, ist jetzt in ihren 24. Jahrgang eingetreten. Der „Landbote“ braucht „Das Land“ nicht mehr zu empfehlen, daß er mehr als einmal als die charaktervollste beste Zeitschrift für soziale Fragen des deutschen Dorfes bezeichnen konnte. „Das Land“ ist auch im Kriege seiner Art treu geblieben, der sich selbstverständlich auch in sozialer und volkswirtschaftlicher Hinsicht auf dem Lande bemerkbar macht.

* „Lebte Gröhe“. Der auf dem Gebiete der Volkskunde bekannte Frankfurter Lehrer Karl Wehrhan hat unter dem Titel „Lebte Gröhe“ im Verlag von Wilhelm Helms in Leipzig eine kleine Sammlung Volksdichtungen in Nachrufen auf unsere gefallenen Soldaten mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben, die der Beachtung der Volksfreunde wert sind.

Einfache ländliche Familienhäuser schon für 2500 bis 3000 M. ermöglichen es, die Innenkolonisation, die Heranziehung ländlicher Arbeitskräfte, die Beschaffung von Wohnungen für Industriearbeiter erfolgreich durchzuführen, wie ein jetzt vorliegendes Vorlagenwerk beweist: „Das ländliche Arbeiterwohnhaus“. 120 Tafeln baureife Entwürfe für Arbeiterwohnhäuser mit Stall im Preise von 3500 bis 5000 M. Hervorgegangen aus dem Wettbewerb der Internationalen Bauausstellung Leipzig 1913. Im Auftrage der Gesellschaft für Heimkultur, e. V., herausgegeben von Raymond Brachmann, Architekt B. D. A. in Leipzig. Heimkultur-Verlags-Gesellschaft in Wiesbaden. Dieses für das ländliche Land wichtige Werk enthält nur Häuser mit Stall usw. für 3500 bis 5000 M., einschließlich Nebenanlagen, Gruben, Brunnen, Friedhöfe usw. zur Verbesserung der ländlichen Bauweise, einfache aber schöne Bauten, die sogar für mittlere Landwirtschaftsbetriebe als Unterlage dienen können. In einer dem Betonbau ähnlichen billigen Bauweise, dem Pachtstein-Lehmstammbau (gleich dauerhaft wieiegelbau) sind sogar noch 40 bis 60 Proz. Ersparnisse beim Bau zu erzielen, wie die Praxis lehrt.

Für Nachdruck hier mit einem * versehenen Beilage ist nur mit genauer Quellenangabe erlaubt, der Abdruck aller anderen Original-Artikel ohne Genehmigung der Schriftleitung nicht gestattet.



Illustrierte Kinder-Zeitung

des
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 25.

17. Jahrgang.

1915.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Eine gefährliche Nacht

Erzählung aus Ostafrika von August Herber.

Ihr Herren, es ist leider die ungünstige Nachricht eingetroffen, daß sich die Massai wieder im Aufstande gegen uns befinden. Hauptmann Johannes hat einen Boten gesandt, den Zuluahauptling Mofaschi, den Sie alle kennen werden, denn er ist der Anführer seiner Stammesgenossen bei der Schutztruppe."

Der Mann, welcher diese Worte an eine Gruppe von sechs bis acht Offizieren richtete, war Major Wismann, der Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, der nach Pangani gekommen war, um Vorbereitungen zur Unterdrückung des Aufstandes zu treffen.

"Hauptmann Johannes", fuhr er fort, "hat den Massai bereits mehrere Gefechte geliefert und bittet um Verstärkung, da die Übermacht der Feinde eine zu große ist."

"Ist die Abteilung schon bestimmt, welche nach dem Innern abgehen soll?" fragten zwei, drei der Offiziere.

"Gewiß, meine Herren, aber die Truppen können erst dann von hier aufbrechen, wenn Kundschaft einge-
zogen ist, daß das Gelände am Panganiufer noch sicher ist. Mofaschi mit einigen seiner Zulus wird dem Pangani aufwärts folgen und zwei oder drei von Ihnen können ihn begleiten."

Die sämtlichen Offiziere erhoben sich.

"Halt! Das geht nicht, Ihr Herren", lächelte Wismann, "alle kann ich Sie nicht entbehren, lassen Sie daher das Los entscheiden. Sind Sie einverstanden?"

Die Offiziere bejahten und das Los entschied für den Hauptmann von Sanden, sowie die Leutnants Möller und Kaiser.

"Sie, Herr Hauptmann", wandte sich der Gouverneur an Sanden, "sind als Rangältester der Führer, besprechen Sie sich gleich mit Mofaschi, benutzen Sie den Wasserweg und gehen Sie bis zu der Missionsstation Zion. Bezüglich der Mannschaften lasse ich Ihnen freie Hand."

Sanden machte sich mit den beiden Leutnants sofort auf den Weg, um Mofaschi aufzusuchen.

Der Anführer der Zulus teilte dem Hauptmann mit, es seien einige Wafwafis in Pangani anwesend, wenn er diese zur Teilnahme veranlassen könne, sei es ein großer Gewinn.

Der Hauptmann, welcher die Wafwafis als sehr tapfere und brauchbare Leute kannte, ließ sich nach der Hütte führen, wo die Gesellschaft Unterkunft gefunden hatte.

Fünf von den Männern, stattliche, selbstbewußte Burschen, saßen vor der Hütte, während der sechste, ein großer, breitschulteriger Mann, mager, aber von sehnigen Gliedmaßen, den Offizieren entgegentrat.

Als der Hauptmann sein kühnes Gesicht sah, mit den braunen Augen, die scharf wie die eines Falken blickten,

rief er erstaunt und erfreut: "Du bist es, Wafoni? Kennst Du mich nicht mehr?"

"Ja, weißer Vater, ich kenne Dich, Deine Hand hat die Hand Wafonis erfaßt — Du bist sein Freund. Die Weisen der Zulus sagen: Berg kommt nicht zum Berg, aber in der Morgendämmerung und beim Abendgrauen sehen die Menschen einander wieder. Wafoni findet hier seinen Freund!"

Der Hauptmann ließ Wafoni lächelnd reden, denn er wußte, daß er sich in seinem Wortschwallde doch nicht unterbrechen lassen würde.

Endlich, als Wafoni gar nicht fertig wurde, sagte er:

"Schweige, alter Würger, oder Du wirst uns fortscheuchen, wie der Löwe den Schakal. Laß mich jetzt reden. Wafoni, ich kenne Dich als einen großen Krieger der die Gefahr nicht flieht — sieh, meine beiden Gefährten und ich, wir müssen eine Reise antreten nach Zion, Mofaschi wird mich begleiten, willst auch Du mit Deinen Wafwafisfreunden mit uns kommen?"

"Wafoni wird seinem Freunde folgen, er ist ein Krieger unter den Kriegern."

"Gut, Wafoni, Du wirst also mit Deinen Begleitern kommen, morgen früh brechen wir auf."

"Ich werde da sein."

* * *

Am folgenden Morgen begann die Fahrt auf dem Fluße.

In dem ersten Boote befand sich Hauptmann v. Sanden, Leutnant Möller, Wafoni und vier Wafwafis. In dem zweiten Leutnant Kaiser, Mofaschi mit drei Zulus und die beiden andern Wafwafis.

Das Rudern auf einem ostafrikanischen Fluße bei mindestens dreißig Grad ist gerade keine Annehmlichkeit.

Der Hauptmann ließ daher mit Hilfe von Zelttüchern und Stangen auf den Booten Segel anbringen, welche die Arbeit sehr erleichterten.

Da aber der Fluß eine starke Strömung hatte, wurden täglich nicht mehr als dreißig Kilometer zurückgelegt.

Schon vor Sonnenuntergang wurde wieder Halt gemacht, der Lagerplatz mit einer Dornenhecke umschlossen und die Feuer angezündet, um das Abendbrot zu bereiten.

So war der Abend des sechsten Tages herangekommen. Eben sollte das Nachtlager wieder hergerichtet werden, als sie in einer Entfernung von etwa dreihundert Schritten eine Gestalt auf einer kleinen Anhöhe stehen sahen.

Der Hauptmann, der schon gegen die aufrührerischen Stämme im Innern gekämpft hatte, erkannte sofort, daß es ein junger Krieger der Massai war.

Hätte er aber wirklich noch Zweifel gehegt, so würden sie bei dem Rufe der Wakwasi: „Massai!“ verschwunden sein.

Die Wakwasi, welche mit den Massai stammverwandte sind, aber in bitterer Feindschaft mit ihnen leben, mußten sie kennen.

Der Mann war groß gewachsen, mindestens so groß wie Wakoni, aber schlank und weniger kräftig. Er hatte ein grimmiges Gesicht und hielt in seiner Rechten einen etwa zwei Meter langen Speer, am linken Arme trug er ein Schild von Büffelleber; ein Umhang von Falkenfeder umgab seine Schultern und ein Schurz von Ziegenleder, in welchem ein kurzes Schwert steckte, war gürtelartig um seine Hüften befestigt.

Das bemerkenswerteste Stück war aber sein Kopfsputz aus Straußenfedern.

Dieser Kopfsputz rahmte sein Haupt so vollständig ein, daß das abschreckende Gesicht wie aus einem Rahmen hervorrage.

Während die Bootsinsassen noch unschlüssig zauderten, richtete sich der Massai auf, schüttelte drohend seinen langen Speer und verschwand.

„War das ein abschreckender Kerl!“ rief Leutnant Kaiser aus dem zweiten Boote, „mit ihm kann man, holts der Henker, nicht nur kleine Kinder schrecken! Werden wir bei solcher Nachbarschaft ans Land gehen, Herr Hauptmann?“

„Bewahre“, erwiderte Sanden, „wir können uns auf dem Flusse vor Anker legen, und sind nur insofern übel dran, als wir auf den Booten nicht kochen können. Wären nur diese Massai, wo der Pfeffer wächst, ich habe auf dieses Gesindel noch gar nicht gerechnet.“

„Wakoni wird als Späher ans Land gehen, weißer Häuptling“, bemerkte der Zulu, „er fürchtet sich vor den Massai nicht.“

Kaum hatte er dies gesagt, so sprang er auch schon ins Wasser, schwamm ans Ufer und verschwand in den Gebüsch.

Nach einer halben Stunde kehrte er zurück und berichtete: „Es ist kein Massai zu sehen, aber ich habe eine Stelle aufgefunden, wo sie lagerten und vor einer Stunde aufgebrochen sind. Der Krieger, den wir sahen, ist von ihnen zurückgelassen worden, um uns zu beobachten.“

„Ich denke, wir landen“, meinte der Hauptmann, bereiten unsere Mahlzeit, und beratschlagen dann über die zu treffenden Maßregeln. Wer weiß, ob es die Massai auf uns abgesehen haben.“

„Sie haben es, weißer Häuptling, und sind hinter uns her“, erwiderte Wakoni. „Ich weiß es — sie werden uns angreifen.“

„Woher weißt Du es dem?“

„Meine Streitart hat geklirrt und das bedeutet Blut.“

„Gut, so wollen wir Deiner Streitart vertrauen“, lächelte Sanden, „und uns nach dem Essen auf die Mitte des Flusses zurückziehen.“

Das Mahl wurde so schnell als möglich eingenommen, dann ruderten sie in die Mitte des Flusses und gingen hier vor Anker, das heißt, es wurden schwere, durch Stricke von Palmenfasern festgehaltene Steine ins Wasser versenkt.

Der Aufenthalt auf dem Flusse war ein sehr unangenehmer, denn sie wurden von den zahllosen Moskitos furchtbar bedrängt.

Übrigens bot die Nacht trotz der kleinen Blutsauger ein entzückendes, tropisches Bild.

Die Mondstrahlen spielten auf der Oberfläche des Wassers und ließen es gleich einem ungeheuren Silber Spiegel erstrahlen, während die Finsternis in der Nähe des Ufers eine dicke war und der Nachtwind strich fliegend durch das Röhricht.

Auf dem linken Ufer befand sich eine kleine Sanddüne, auf welcher man die Gestalten von Antilopen erkannte, welche sich dem Wasser näherten.

Plötzlich stoben diese auseinander — ein furchtbares Gebrüll ertönte und die mächtige Gestalt des Königs der

Tiere erschien, um nach gehaltener Mahlzeit seinen Durst zu löschen.

Bald verschwand er wieder und einige Minuten später wurde der Kopf eines Flußpferdes sichtbar, welches kaum zehn Schritte von den Booten entfernt auftauchte.

Diese Nähe kam Herrn von Sanden etwas bedenklich vor, und er hatte gute Lust, dem Tiere eine Kugel zukommen zu lassen.

In dem nämlichen Augenblick verschwand es aber wieder und es kam dem Hauptmann vor, als ob eine dunkle Gestalt zwischen den Baumstämmen am Ufer hinhuschte.

Obschon sein Auge scharf war, konnte er doch nicht unterscheiden, ob es Vogel, Tier oder Mensch gewesen.

Gleichzeitig begann eine Horneule hartnäckig zu rufen und dann trat wieder das Schweigen der Nacht ein.

Harrt man auf irgend etwas, zumal in dem Dunkel der Nacht, so stellen sich in der Regel die düstersten Ahnungen ein.

Auch Hauptmann von Sanden wurde von dem beklemmenden Gefühle einer großen Gefahr erfaßt, und zwar so sehr, daß ihm der Schweiß in großen Tropfen auf die Stirne trat.

Möller, Wakoni und die andern, welche schliefen, mochte er nicht wecken und so blieb er denn, regungslos und aufmerksam spähend, sitzen.

In der Ferne plätscherte ein Flußpferd, dann ertönte wieder der unheimliche Ruf der Eule und klagend stimmte der Wind seine Melodie an.

Dabei gurgelte das Wasser in einschläfernder Weise, plötzlich erstarrte ihm das Blut in den Adern.

War es Einbildung oder bewegte sich das Boot? Er blickte nach dem andern — sah es nicht, bemerkte aber, wie sich eine schwarze Faust über den Bordrand erhob.

Täumte er?

Nein — es war schreckliche Wirklichkeit.

Der Faust folgte ein teuflisches Antlitz — eine Erschütterung des Bootes — das Blitzen eines Messers — der Aufschrei eines neben ihm schlafenden Wakwasi — und dann war der Bann gebrochen.

Er erfaßte die neben ihm liegende Streitart Wakonis und führte nach der Richtung, wo er das Messer hatte aufblitzen sehen, einen Schlag.

Die Waffe sank auf den Arm eines Feindes nieder, der sich an den Rand des Bootes angeklammert hatte, und trennte die Hand oberhalb des Gelenkes vom Arme ab.

Der Verwundete stieß keinen Laut aus.

Wie ein Geist war er gekommen, wie ein solcher verschwand er, indem er die Hand zurückließ, welche noch immer das Messer umklammert hielt, das im Herzen des Wakwasi steckte.

Bei dem nun folgenden Lärm kam es dem Hauptmann vor, als ob verschiedene dunkle Gestalten nach dem Ufer schwammen, dem auch das Boot zutrieb, und wo augenscheinlich schon eine Schar Massai bereitstand, um den Näherkommenden die breiten, schaufelförmigen Speere in den Leib zu jagen.

Sie hatten das Ankertau durchschnitten und ohne den Blutdurst des Kriegers, welcher das Boot lenkte, wäre ihnen ihre Absicht sicher gelungen.

Nun aber griffen Wakoni und die andern zu den Rudern.

Bald legten sie wieder bei dem zweiten Boote an, wo sie Leutnant Kaiser durch die Versicherung beruhigte, er sei gar nicht behelligt worden.

Augenscheinlich hatte die nämliche Hand, welche das Tau an dem ersten Boote durchschnitt, dasselbe auch bei dem zweiten tun sollen.

Die Mordgier dieses Kriegers hatte unsere Freunde einen braven Mann, ihn aber die Hand gekostet.

Hätte Hauptmann von Sanden nicht die unheimliche Erscheinung am Rande des Bootes auftauchen sehen, — eine Erscheinung, von der er später selbst versicherte, er würde sie bis zu seiner Todesstunde nicht vergessen, so

wäre das Boot an das Land getrieben und die Insassen von den Massai getötet worden.

Als die Dämmerung graute und das erste Licht des Tages in die Erscheinung trat, beglückwünschten sich alle zu dem wunderbaren Entinnen.

Nach einer weiteren, dreitägigen Fahrt erreichten sie wohlbehalten die Missionsstation Zion, erhielten von ihrem Leiter die gewünschte Auskunft und traten dann die Rückreise nach Pangani wieder an, auf der sie nicht belästigt wurden.

Karawanenzug.

Von Johanna Weiskirch.

Mache ich oder träume ich? — — —
Nein, ich wache und sitze auf dem Rande meines Lagers, vorgeneigten Hauptes den aus der Ferne zu mir tönenden, bald tieferen, bald helleren Glockenklängen lauschend. Durch die weit offenen Fenster gleiten leise und geheimnisvoll die märchenhaften Säuber der orientalischen Vollmondnacht. Näher und näher klingen die Glocken, wunderbar weich und melodisch gestimmt. Und zwischen ihre Klänge tönt in rhythmischen Pausen der langgezogene Ruf einer Menschenkette. Nun klingen die Glocken ganz in der Nähe meines Hauses.

Was mögen sie zu bedeuten haben?

Ich erhebe mich und schaue vom Erkerfenster meines Arbeitszimmers auf die vorüberführende Hauptstraße der alten Stadt Sionium. Das Mondlicht überglänzt schmeichelnd ihre schmucklosen grauen Mauern und füllt die köstlich geschweiften Bogenfenster der vom Burgberg in mein Gemach hineinschauenden Sebischuppen-Reste mit silbernen und goldenen Transparenten und läßt einzelne der den bröckelnden, löwengetragenen Balkon umgebenden kunstvollen Fayencen in magischem Schimmer aufsprühen. Vom hohen Burgföller herab rieselt eine Flut von Mondglanz an den ungefügen, verborstenen Mauern hernieder und unwillkürlich schaue ich hinauf, ob nicht das Märchen und die Sage in trauter Gemeinschaft auf die Altane treten und in das Land hinausspähen.

Und immer näher klingen die Glocken.

Wie gebannt lehne ich am Fensterkreuz und lausche — und lausche. Und da zieht sie auf der wie ein breites Silberband leuchtenden Straße herauf wie ein Bild aus „Tausend und eine Nacht“, — eine Karawane.

Ihr voran auf prachtvoll gezäumtem, edlem Verberhengste ein hochgewachsener, dunkelbärtiger Türke, der Herr und Gebieter der Karawane. Eine stolze und zugleich ehrfurchtgebietende Gestalt ist er. Gewänder aus kostbaren Geweben umhüllen seine Glieder und aus seinem Leibgurt blitzen die edelsteinbesetzten Griffe echter Damaszener-Waffen im Mondlicht. Auf dem ausdrucksvollen Kopfe trägt er zum Zeichen, daß er sich zu den direkten Nachkommen des Propheten zählt, einen grünen Turban. Aus dem bronzefarbenen Antlitz flammen über der kühngebogenen Nase ein paar tief schwarze Augen zu mir herüber, da er langsam vorbeiritt.

Und dann kommen hochgehobenen Hauptes die Kamele. Weder rechts noch links schauend, den Rufen der braunen Führer folgend, schreiten sie mit dem stolzen, gemessenen Gang, den die unermessliche Weite der Wüste ihren Geschöpfen eignet, vorüber, hunderte und aberhunderte.

Ihre Leiber, die mit Decken, Teppichen und Taschen von seltenen Geweben und herrlichen Farben behängt sind, tragen die Schätze des inneren Landes, und um den Hals halten sie an blauen Perlenketten die Glocken, die mich aus dem Schlafe riefen. Aus den bunten Teppichzelten, die sie rhythmisch auf ihren Höckern schaukeln, schwebt ein Duft von Schirasrosen und Sandelholz auf den leisen fittichen des Nachtwindes in mein Gemach und küßt mich schmeichelnd die Stirne und die Wangen.

Es dauert lange, bis die Karawane vorübergezogen ist. Nach der Stätte der modernen Kultur bringen sie die Kisten, die sie in wochenlangem, stolzer Geduld durch Wüstenland und Sonnenbrand getragen haben. Dort dampft schon die Lokomotive, deren schnaubende Kraft die Schätze des Landes in wenigen Stunden zur Meeresküste oder nach Isambul, der osmanischen Hauptstadt, führen wird. Leise schmiecht schon das nahende Morgenrot den östlichen Himmel mit wunderbaren Farben, als das letzte der Kamele vorüberstreift und vom Minaret des Indja Minarelli der Imam das Frühgebet über die erwachende Stadt ruft.

Ich aber verharre noch lange in wunderbar andächtiger Stimmung am Fenster und lausche den in der Ferne verklingenden Glockenklängen der Karawane . . .

Beim Glasbläser.

Von Helene Brehm.

In den hochgelegenen Dörfern des Thüringer Waldes sind die Leute meist sehr arm. Sie besitzen keine große Feldflur, weil die Ortschaften vom Walde eingeschlossen sind oder in engen Talschluchten liegen. Auch ist das Klima da oben gewöhnlich so rau und kalt, daß die Früchte gar nicht reif werden. Da nun die Dorfbewohner nicht vom Ackerbau allein leben können, so sind sie genötigt, sich einen Nebenverdienst zu suchen. Diesen verschaffen sie sich in der Glasindustrie.

In vielen Dörfern wohnen Haus bei Haus Glasbläser, und gewöhnlich ist die ganze Familie, sogar schon die Kinder, mit der Anfertigung der verschiedensten Glasachen beschäftigt. Am meisten wird Christbaumschmuck hergestellt. Nach Weihnachten, wenn die Aufträge der Kaufleute für eine Weile nachlassen, wenn auch hier die sogenannte „stille Zeit“ eintritt, und die Einnahmen sich verringern, ziehen viele Thüringer Glasbläser mit ihrem Handwerkszeug und ihren Warenkörben in die Welt hinaus, um Hausierhandel zu treiben, ihre Kunst — 3. B. in Schulen — zu zeigen und sich damit etwas zu verdienen.

Es ist eine Freude, zu sehen, wie unter den geschickten Händen eines solchen Glasbläfers die feinsten, zierlichsten Sachen entstehen. — In einem Metallbehälter befindet sich Benzin; darin liegt ein dicker Docht. Dieser wird an einer seitlich angebrachten Öffnung entzündet. Vor die hier entstehende lange Stichtlamme, die mit lautem Brausen brennt, hält der Mann mit beiden Händen eine etwa fingerdicke und ungefähr ein halbes Meter lange weiße Glasröhre, bis diese an der von der Flamme umschlossenen Stelle heiß und weich geworden ist. Durch Hineinblasen in das Glasrohr, wobei es fortwährend gedreht werden muß, entsteht dann eine Kugel oder eine Christbaumpitze, wobei die Finger, oft unter Zuhilfenahme eines Stabes, sich natürlich betätigen müssen, um dem Ding die gewünschte Gestalt zu geben.

Soll der Gegenstand „silbern“ werden, so wird die flüssige Silberfarbe in die Höhlung gegossen, danach Zuckerwasser mit Salpetersäure hinzugegeben, um das Silber am Glas festzuhalten. Die an den Christbaumkugeln und anderen Sachen zur Verzierung angebrachten länglichrunden Vertiefungen werden dadurch hervorgebracht, daß diese Stelle der Kugel noch einmal über die Stichtlamme gehalten und damit erweicht wird. Dann wird mit dem Munde die Luft aus dem Glasgegenstand zurückgezogen und die Vertiefung ist an dem gewünschten Plage entstanden. Farbige Glasachen werden hergestellt, indem der Farbstoff in den noch warmen Hohlraum hineingeschüttet und darin herumgeschwenkt wird.

Aber der geschickte Bläser läßt nicht nur Christbaumschmuck, sondern auch allerlei andere allerliebste Sachen vor den Augen seiner staunenden Zuschauer sich bilden, und zwar alles aus den gleichen Glasröhren. Da ist ein zierlicher Schwan entstanden mit gelben Auglein, der nur darauf zu warten scheint, daß man ihm Schwimmgelegenheit gibt. Bald ist ein weißes Täubchen fertig, das sich mit dünnen Zehen an einem Glasfingerglein festhält. Nun wieder bildet sich unter den Fingern des Bläfers eine kleine Tischlampe mit grünem Schirm für die Puppenstube. Ein Wasserfläschchen, allerliebste Blumenvasen mit allerlei Verzierungen sind zu bewundern.

Aber auch eine dicke, nur etwas zu inhaltlose „Braunschweiger Leberwurst“ bläst der Mann, um zu zeigen, eine wie große Dehnbarkeit die flüssige Glasmasse besitzt. Schließlich platzt die allzu groß gewordene „Wurst“ mit lautem Knall auseinander. Dann wieder zeigt der Künstler, in wie lange, dünne Fäden sich das weiche, erhaltende Glas ausziehen läßt.

Und welch entzückende Säckelchen trägt der Bläser erst in seinen Körben mit herum! Kleine Vogelbauer mit einem Vöglein darin, Hirsche mit vielgabeligem Geweih, ein Gänseleiel mit seiner Schar, die auf Futter wartet, wunderhübsche Spinnrädchen, gelbe und rote Rosensträuße in Blumentöpfchen, leuchtend rote, weißgepunktete Fliegenpilze, buntbemalte Papageien, die sich auf ihrer Stange schaukeln, und sonst noch niedliche Nippfachen. Und das alles aus Glas, alles nur mit Mund und Hand gefertigte Kunstwerke, gar nicht teuer, und fein und zierlich ausgeführt.

Verlangende Hände greifen zu, die Körbe des Glasbläfers leeren und sein Buntel füllt sich. So kann er froh in die Heimat zurückkehren. — Wenn aber am Weihnachtsbaum die bunten Glaskugeln und andere Schmuckstücke glitzern und funkeln, wer gedenkt dann wohl der armen Glasbläser im Thüringer Walde? Sie helfen andern ihr Fest verschönern, während sie selbst vielleicht unter Nahrungsorgen leiden und dadurch gar nicht sehr frohe Feiertage erleben.

Die Störche von Kahlwehlen.

Im Sommer des Jahres 1906 ereignete sich in der kleinen ostpreussischen Ortschaft Kahlwehlen ein Vorfall, der so seltsam ist, daß ich ihn euch erzählen möchte. — Unweit von dem Dorfe befinden sich sumpfige Wiesen, wo Enten und Frösche ein lustiges Dasein führen, aber auch Störche bekannte Gäste sind. Ein Storchpaar hatte nun in Ermangelung einer passenderen Unterkunft sein Nest in dem morschen Stumpfe einer in halber Höhe aufragenden Pappel hergerichtet. Jahrelang war den Störchen der Ort eine liebe, traute Stätte gewesen, wo sie zur schönen Sommerszeit einträchtig miteinander lebten und ihre Storchkinder aufzogen, bis diese flügge waren. Aber plötzlich sollte das beschauliche Storchleben ein recht schreckliches Ende finden.

Am einem schwülen Julitag zogen dunkle Wolken auf. Noch regte sich kein Lüftchen; müde und mit Staub bedeckt lehnte jeder Halm, jedes Baumblatt nach der erfrischenden Erquickung des Regens. Im Verlaufe von zwei Stunden hatte sich der Himmel bewölkt, ohne daß dadurch eine merkliche Erfrischung eingetreten wäre. Alles schmachete, Mensch und Tier. Es war eine Zeit, die alles frische, freundliche Leben ersticht und uns Menschen die Worte in den Mund legt: „Es ist so schwül — ich glaube, wir bekommen ein Gewitter.“ Die Vögel waren verstummt, die Schmetterlinge hatten sich einen geschützten Ort gesucht; nur hin und wieder surzte ein Käfer oder eine giftige Stechfliege durch die brütende Hitze. Auch die beiden Störche saßen in ihrem Neste. Da auf einmal schnellte ein greller Blitz auf, ließ ein Fischen hören und erweckte einen Donner, der das ganze Erdreich erdröhnen ließ. Aber während des furchtbaren Rollens zerplitterte auch der Stamm der Pappel, die das Storchnest trug, und helle, züngelnde Löhe schoß sofort daraus hervor. Merkwürdigerweise waren die Störche, gewiß durch ihr Federkleid geschützt, von irgendwelcher Verletzung durch den Blitzstrahl verschont geblieben. Jedoch zu Tode erschreckt kauerten sie sich nieder und vermochten oder wagten nicht, sich zu erheben. Indessen flackerte das Feuer des brennenden Stammes immer höher an den dürren Splintern empor und hatte in wenig Sekunden den Pappelstumpf in eine Feuerfäule verwandelt. Im nächsten Augenblick hatte das Feuer natürlich auch von den dürren Reisern des Storchnestes Besitz ergriffen und sprang gleichzeitig zu dem Gefieder der armen Tiere über. Diese, von Schmerzen gequält, versuchten endlich zu fliehen. Aber als sie aufflogen, glichen sie eher feurigen Drachen als Störchen. Gleich fliegenden Fackeln flatterten sie raslos in den Lüften, bis sie sich dem Dorfe Kahlwehlen zuwandten. Suchten sie bei den Menschen Schutz oder flogen sie nur aufs Geratewohl dahin? Jedenfalls litten sie furchtbar unter der schrecklichen Glut, die nicht löschen wollte und die wohl durch den beim Fliegen hervorgerufenen Luftzug nur immer mehr angeblasen wurde.

Als ein Ortsbewohner Kahlwehlens die brennenden Störche herankommen sah und zu seinem Schrecken bemerkte, daß sie sich den Strohdächern näherten, eilte er sofort zur Feuerlöse und begann mit Ausbietung aller Kräfte zu läuten. Wie leicht konnte ein Haus in Brand geraten — wie leicht bei der sengenden Glut das ganze Dorf, das nur ganz vereinzelt ein Ziegeldach aufwies! Nicht nur die Habe der Dorfbewohner, sondern auch diese selbst standen in großer

Gefahr! Wie entsetzlich, wenn die Tiere von Dach zu Dach flogen, um den peinigenden Brand abzuwälzen! Diese Gedanken mochten wohl die Sinne dessen erfüllen, der mit allen Leibesträften die Stummglocke zog. Im nächsten Moment war auch schon das ganze Dorf auf den Beinen. Sie kamen mit Feuerreimern, Bootshaken, Dreschselegeln, Stangen und dergl. herbei und suchten die brennenden Tiere von den Strohdächern fernzuhalten. Alte, abergläubische Leute glaubten aber, als sie die unsäglich flatternden, rauchenden und immerfort brennenden Tiere erblickten, der Teufel wäre mit einem Begleiter aus der Hölle ausgebrochen, und sie erfüllten die Luft mit Ausrufen der Angst und des Schreckens. Erst als sie den Sachverhalt erfuhren, holten sie mit den übrigen Bewohnern des Dorfes Schlittenglocken, Pfannen, Kessel, Stürzen, Kasserolle und dergl. und erfüllten die Luft mit einem Lärm und Spektakel, daß die Störche über das Dorf hinwegzogen. Aber die Tiere waren schon halb verbrannt und ermattet; ihre Kraft war gebrochen. Obwohl sie noch mit den Flügeln schlugen, sanken sie doch immer tiefer und fielen endlich als schwarze, halbverkohlte, noch rauchende und qualmende Skelette tot zur Erde.

Die Menschen aber, die nun ihre Habe gerettet sahen, fühlten tiefes Mitleid mit den armen Geschöpfen. Die Kinder brachen in Tränen aus, und selbst alte, weitherbare Männer fuhren sich über die Augen. Denn das Bild, das sich ihnen geboten hatte, war gewiß ein solches, das jeden, der nur einigermaßen Mitgefühl besaß, aufs schmerzhafteste bewegte.

Wunschzettel.

Ich wünsche mir zum heil'gen Christ
Ein Lustschiff, welches lenkbar ist,
Zwei Meter lang, vielleicht auch drei,
Aus Holz, aus Blech — ganz einerlei!
Und weiter möcht' ich gerne haben
Ein schönes, dickes Buch für Knaben,
So furchtbar dick, daß es kein Mann
In einem Jahre lesen kann!
Und drittens hätt' ich gerne noch
Ein ganzes Heer Soldaten. Doch
Ich wünsche, wenn ich kommandiere,
Daß jeder hübsch von selbst marschiere!
Ein Tierzelt wäre auch ganz nett.
Jedoch ein jedes Raubtier hätt',
Wenn ich's befehle, seinen Rachen
Von selber auf- und zuzumachen!
Und wenn ich einmal mit bescher,
So gebt mir, bitte, auch ein Pferd,
Ein Fahrrad, eine Uhr, ein Spiel
Und ein Klavier! 's ist zwar nicht viel!
Doch will ich heuer mal recht fein
Genügsam und bescheiden sein.

Egon B.

Der Schwedengeneral.

Auf einer Totenhöhe bei Frankenberg zeigt man noch einen Stein, darunter soll ein schwedischer General begraben liegen, der hier in einer Schlacht im 30jährigen Kriege sein Leben verlor. Alle sieben Jahre steigt er aus seinem Grabe, schwingt sich auf sein hohes, braunes Ross und umreitet den Berg. Manche sagen, sein Reittier sei ein Schimmel und nennen ihn den Schwedenschimmel. Der General trägt ein kurzes Wams, hohe Stiefel, feldhandschuhe und einen großen Hut mit wallendem Federbusch und an der linken Seite ein langes Schlachtschwert. So wollen ihn die Leute in der Gegend dort oft gesehen haben.

Marchlied der Helfer vom Roten Kreuz.

Mel.: Ich hatt' einen Kameraden.

Es gibt viel tapf're Jungen
Im deutschen Vaterland!
Dem Feind ist es mißlungen,
Er hat uns nicht bezwungen,
Den Kopf sich eingerannt.

Die Heimat kann vertrauen,
Wir tun uns're Pflicht;
Wir zieh'n durch Wief' und Auen,
Die Felder zu bebauen,
Daß es an nichts gebricht.

Es dienet uns als Flint
Die Schipp' aus festem Holz,
Wir trohen Sturm und Winde,
Des Roten Kreuzes Binde
Am Arm ist unser Stolz.

Der Karr'n gleicht der Kanone,
Die Munition auch fast;
Sein Ruck wird uns zum Throne,
Stolz wie ein Fürst die Krone
Trägt man die schwerste Last.

Wir klettern und wir steigen
Auf Bäume segensdewig,
Die ihre Äste neigen,
Und rütteln an den Zweigen,
Bis sie von Früchten leer.

Die Ernte wohl zu bergen,
Ist oberstes Gebot;
Wir sammeln sie in Körben,
Nichts darf jezt mehr verderben,
Dann hat es keine Not.

Wir schneiden, binden Garben
All' emsig um die Welt;
Denn du darfst nimmer darben,
Nein, blüh'n in frischen Farben,
Soldat im Lazarett!

Auch ihr im Schützenaraben
Hört unsern heißen Schwur:
Deutschland wird Brot stets haben,
Denn es steh'n tapf're Knaben
Auf weiter deutscher Flur.

Wir werden nicht verzagen
Im heil'gen, großen Krieg.
Nicht Mühe schen'n, noch Plagen,
Mit euch die Feinde schlagen,
Bis unser ist der Sieg!

E. Frant.



Rätsel.

Man trifft es an in jedem Haus;
Bald sieht es weiß, doch schwarz meist aus;
Obgleich es niemand missen kann,
Sieht man im Sommer kaum es an;
Sobald es Dienste leisten soll,
Stopft man ihm seinen Bauch recht voll;
Dann sucht und lobt es jeder laut
Und dankt dem Mann, der es gebaut.

Auflösung des Rätsels
aus der vorigen Nummer:

Der Schlüssel.